

Modellprüfung

C2

telc-Format · Übungstest Nr. 3

Im Format: telc Deutsch C2

Leseverstehen · Hörverstehen und Schreiben · Schriftlicher Ausdruck

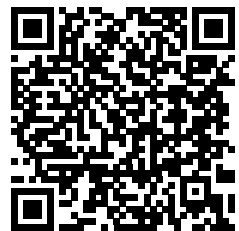
Mit Lösungen, Modelltexten, Transkripten
und Antwortbogen.

Originales, unabhängiges Übungsmaterial
von HowToLearnGerman.online.

Keine offizielle Prüfung des Goethe-Instituts
oder der telc gGmbH. Alle Texte sind neu.

howtolearngerman.online

Learn German · Practice Real Situations · Pass Your Exam



Online mit Audio

Inhaltsverzeichnis

Inhaltsverzeichnis	2
Leseverstehen	3
Hörverstehen und Schreiben	20
Schriftlicher Ausdruck	22
Mündlicher Ausdruck	24
Lösungen	26
Modelltexte und Redemittel	27
Transkripte	35
Antwortbogen	39

Hinweise zu dieser Modellprüfung

Diese Modellprüfung ist ein **originaler, unabhängiger Übungstest** von HowToLearnGerman.online. Sie bildet das öffentlich beschriebene Format von **telc Deutsch C2** nach (Aufbau, Aufgabentypen, Zeiten). Alle Texte, Personen und Aufgaben sind neu geschrieben; es handelt sich nicht um offizielles Material.

Zeiten: Leseverstehen ca. 80 Min. · Hörverstehen und Schreiben ca. 60 Min. · Schriftlicher Ausdruck ca. 90 Min. · Mündlicher Ausdruck ca. 15 Min.

Hören: Die Audiodateien finden Sie in der Online-Version (QR-Code auf jeder Seite). Die Transkripte stehen am Ende dieses Hefts.

Bewertung: Punkte in diesem Heft sind Übungspunkte. Offizielle Bewertungsregeln veröffentlichen das Goethe-Institut und die telc gGmbH.



Leseverstehen

Der Subtest Leseverstehen besteht aus drei Teilen, deren Texte alle zum Rahmenthema „Übersetzen und Kulturvermittlung“ gehören. Sie haben insgesamt 80 Minuten Zeit. Teil 1 und Teil 3 werden mit je 2 Punkten pro Aufgabe, Teil 2 mit 1 Punkt pro Aufgabe bewertet.

Zeit: ca. 80 Minuten · Punkte: 40

Leseverstehen – Teil 1

Die folgenden Abschnitte bilden zusammen einen Lexikonartikel mit dem Titel „Konferenzdolmetschen“, sind aber durcheinandergeraten. Abschnitt z steht am Anfang (Beispiel). Bringen Sie die Abschnitte a-e in die richtige Reihenfolge: Welcher Abschnitt steht an den Positionen 1-5? Jeder Abschnitt wird genau einmal verwendet.

z) Abschnitt z

Unter Konferenzdolmetschen versteht man die mündliche Übertragung von Reden und Gesprächen in eine andere Sprache bei internationalen Zusammenkünften wie Konferenzen, Verhandlungen oder Gipfeltreffen. Im Unterschied zum Übersetzen, das sich auf schriftliche Texte bezieht, müssen Dolmetscherinnen und Dolmetscher unmittelbar und ohne die Möglichkeit späterer Korrekturen arbeiten.

a) Abschnitt a

Gearbeitet wird dabei in schallgedämmten Kabinen, wie sie seit jener Zeit zur Ausstattung großer Konferenzsäle gehören. Von dort aus verfolgen die Dolmetschenden das Geschehen im Saal und leiten ihre Übertragung über Kopfhörer an das Publikum weiter. Da die Tätigkeit ein Höchstmaß an Konzentration erfordert, wechseln sich in der Regel zwei Personen pro Kabine etwa alle dreißig Minuten ab.

b) Abschnitt b



Grundsätzlich werden dabei zwei Hauptformen unterschieden. Beim Konsekutivdolmetschen hört die Dolmetscherin zunächst einen Redeabschnitt an, hält dessen wesentliche Inhalte mithilfe einer eigens entwickelten Notizentechnik fest und gibt ihn anschließend in der Zielsprache wieder. Beim Simultandolmetschen hingegen erfolgt die Übertragung nahezu zeitgleich mit dem Original.

c) Abschnitt c

In jüngster Zeit sieht sich der Berufsstand allerdings neuen Herausforderungen gegenüber. Seit der Pandemie wird häufig aus der Ferne über Online-Plattformen gedolmetscht, was mit Einbußen bei der Tonqualität und einer zusätzlichen Belastung einhergehen kann. Zudem werden automatische Sprachübersetzungssysteme immer leistungsfähiger; ob sie menschliche Dolmetscher eines Tages ersetzen können, ist umstritten.

d) Abschnitt d

Neben der sicheren Beherrschung mehrerer Sprachen setzt der Beruf daher weitere Fähigkeiten voraus: ein breites Allgemeinwissen, die Bereitschaft, sich in kürzester Zeit in fremde Fachgebiete einzuarbeiten, sowie eine ausgeprägte Belastbarkeit. Ausgebildet werden Konferenzdolmetscher heute meist in spezialisierten Masterstudiengängen an Universitäten und Hochschulen.

e) Abschnitt e

Die zuletzt genannte Form setzte sich erst im 20. Jahrhundert durch. Zwar hatte es bereits in den 1920er-Jahren Versuche mit telefonischen Übertragungsanlagen gegeben, den eigentlichen Durchbruch brachten jedoch die Nürnberger Prozesse nach dem Zweiten Weltkrieg, bei denen in vier Sprachen zugleich gedolmetscht wurde. Seither ist das Simultandolmetschen bei internationalen Organisationen der Regelfall.

Beispiel

① Beispiel: Welcher Abschnitt steht am Anfang des Artikels?

z

- | | | |
|---|--|----------------------|
| ① | Position 1: Welcher Abschnitt folgt als zweiter Abschnitt des Artikels? | <input type="text"/> |
| ② | Position 2: Welcher Abschnitt folgt als dritter Abschnitt des Artikels? | <input type="text"/> |
| ③ | Position 3: Welcher Abschnitt folgt als vierter Abschnitt des Artikels? | <input type="text"/> |
| ④ | Position 4: Welcher Abschnitt folgt als fünfter Abschnitt des Artikels? | <input type="text"/> |
| ⑤ | Position 5: Welcher Abschnitt folgt als sechster Abschnitt des Artikels? | <input type="text"/> |

Leseverstehen - Teil 2

Lesen Sie den Text und die Aufgaben 6-15. Entscheiden Sie, welche Aussage (a, b oder c) dem Inhalt des Textes entspricht. Es gibt jeweils nur eine richtige Lösung.

Die Stimme hinter der Stimme - Literaturübersetzerinnen und -übersetzer zwischen Kunst, Kalkulation und künstlicher Intelligenz

Seit einer Stunde sitzt Clara Pichler an einem einzigen Satz. Auf ihrem Schreibtisch in einer Wiener Altbauwohnung liegen das portugiesische Original, drei Wörterbücher und ein Notizblock, auf dem fünf Varianten stehen, von denen sie vier bereits wieder durchgestrichen hat. Der Satz stammt aus dem Roman einer brasilianischen Autorin, den Pichler gerade ins Deutsche überträgt, und er enthält ein Wortspiel: Eine Figur verwechselt zwei fast gleich klingende Wörter, und aus diesem Versprecher entsteht eine Pointe, über die die übrigen Figuren noch zwanzig Seiten später lachen. „Wörtlich übersetzt bleibt davon gar nichts übrig“, sagt die 46-Jährige. „Ich muss im Deutschen ein Wortpaar finden, das ähnlich klingt, das zu dieser Figur passt und das die Handlung der folgenden zwanzig Seiten trägt. Manchmal dauert so etwas einen Tag. Manchmal fällt es mir beim Zwiebelschneiden ein.“



Die Szene ist typisch für einen Beruf, dessen Ergebnisse Millionen Menschen lesen, dessen Bedingungen aber kaum jemand kennt. Literaturübersetzerinnen und -übersetzer arbeiten im deutschsprachigen Raum fast ausnahmslos freiberuflich. Beahlt werden sie in der Regel pro Normseite, einer Einheit von 30 Zeilen zu je 60 Anschlägen, hinzu kommt bei manchen Verträgen eine geringe Beteiligung am Verkaufserlös, die allerdings erst ab einer bestimmten Auflage greift. Wer die Honorare in Relation zur aufgewendeten Zeit setzt – Recherche, mehrere Überarbeitungsdurchgänge, Rückfragen an die Autorin, die Abstimmung mit dem Lektorat –, landet nach Berechnungen eines Berufsverbandes häufig bei einem Stundenlohn, der kaum über dem gesetzlichen Mindestlohn liegt. Viele übersetzen daher nebenbei Sachbücher oder Untertitel, unterrichten an Hochschulen oder arbeiten als Lektoren. Pichler etwa gibt zweimal pro Woche Portugiesischkurse an der Volkshochschule. Den Weg in den Beruf finden viele über Umwege. Zwar gibt es Studiengänge für literarisches Übersetzen, doch zahlreiche Übersetzerinnen haben Literaturwissenschaft, Philologie oder etwas ganz anderes studiert und sind über einen längeren Auslandsaufenthalt zu ihrer Sprache gekommen. Pichler lebte in ihren Zwanzigern fünf Jahre lang in Salvador da Bahia, wo sie als Reiseleiterin und Deutschlehrerin arbeitete. „Die Sprache habe ich dort gelernt, aber übersetzen habe ich erst viel später gelernt, in Werkstätten mit Kolleginnen, die meine Entwürfe Satz für Satz auseinandergenommen haben.“ Solche Werkstätten, Mentoringprogramme und Arbeitsstipendien von Stiftungen sind für den Nachwuchs von großer Bedeutung, denn eine feste Ausbildungsstruktur wie in anderen Berufen gibt es kaum. Wer anfängt, bekommt zudem oft nur schmale Bücher mit kurzen Fristen – und muss sich das Vertrauen der Verlage erst über Jahre erarbeiten.



Dabei hängt ein großer Teil des literarischen Lebens von ihrer Arbeit ab. Ein erheblicher Anteil der Romane, die in deutschsprachigen Buchhandlungen auf den Tischen liegen, wurde ursprünglich in einer anderen Sprache geschrieben – vom skandinavischen Kriminalroman über den amerikanischen Bestseller bis zu preisgekrönter Literatur aus Afrika, Asien oder Lateinamerika. Was Leserinnen und Leser als Stil eines Autors wahrnehmen, ist streng genommen immer auch der Stil seiner Übersetzerin. Wer einen russischen Klassiker, einen japanischen Gegenwartsroman oder eine neapolitanische Familiensaga auf Deutsch liest, liest Satz für Satz die Entscheidungen eines Menschen, dessen Name lange Zeit allenfalls im Kleingedruckten der Titelei auftauchte. Erst in den vergangenen Jahren hat sich das etwas geändert: Immer mehr Verlage nennen die Übersetzerinnen inzwischen auf dem Umschlag, und Literaturkritiken erwähnen ihre Leistung häufiger als früher.

Seit einiger Zeit ist ein neuer Akteur hinzugekommen, der den Beruf grundlegend zu verändern droht. Maschinelle Übersetzungssysteme, die vor wenigen Jahren noch für unfreiwillige Komik sorgten, liefern heute in Sekunden Texte, die auf den ersten Blick erstaunlich flüssig klingen. Einige Verlage experimentieren daher mit einem Verfahren, das in der technischen Übersetzung längst verbreitet ist: dem sogenannten Post-Editing. Dabei erstellt eine Software eine Rohfassung, die anschließend von einem Menschen überarbeitet wird – zu einem deutlich niedrigeren Honorar als bei einer klassischen Übersetzung. Malte Sörensen, Programmleiter eines mittelgroßen Leipziger Verlags, macht keinen Hehl daraus, dass wirtschaftlicher Druck dahintersteht. „Bei Serienkrimis oder Liebesromanen, die nach einem Jahr wieder aus den Regalen verschwinden, rechnet sich eine aufwendige Übersetzung oft schlicht nicht mehr. Wir stehen vor der Wahl: maschinell unterstützt übersetzen oder gar nicht.“



Clara Pichler hat aus Neugier selbst ausprobiert, was eine Maschine aus ihrem brasilianischen Roman macht. Das Ergebnis, sagt sie, sei verblüffend gewesen – und zwar in zweierlei Hinsicht. Grammatisch sei der Text weitgehend korrekt gewesen, an vielen Stellen sogar gefällig. Doch je länger sie las, desto mehr fiel ihr auf, was fehlte. Der Rhythmus der Sätze, den die Autorin bewusst stockend und atemlos angelegt hatte, war geglättet; Ironie wurde als ernst gemeinte Aussage wiedergegeben; ein Nebencharakter hieß im dritten Kapitel plötzlich anders als im ersten, und eine Großmutter, die im Original durchgängig einen altertümlichen, leicht komischen Tonfall pflegt, sprach in der maschinellen Fassung wie eine Pressesprecherin. Und das Wortspiel? „Die Maschine hat es einfach übersetzt, als wäre es ein normaler Satz. Das Ergebnis war grammatisch einwandfrei und vollkommen sinnlos.“ Am meisten beunruhigt sie etwas anderes: „Die Fehler der Maschine sind leise. Sie fallen nicht auf, weil der Text so glatt klingt. Ein schlechter menschlicher Übersetzer stolpert, und man sieht es. Die Maschine stolpert nie – sie geht nur manchmal unbemerkt in die falsche Richtung.“

Die Wissenschaft bestätigt diesen Eindruck teilweise. Ein Forschungsteam um den Translationswissenschaftler Yusuf Demirel hat Testleserinnen und -lesern Romanauszüge in verschiedenen Fassungen vorgelegt: menschlich übersetzt, maschinell übersetzt und nachbearbeitet sowie rein maschinell. Interessanterweise konnten die Teilnehmenden kaum zuverlässig angeben, welche Fassung von wem stammte. Gefragt, wie sehr sie der Text gefesselt habe und ob sie weiterlesen wollten, bewerteten sie die menschlichen Übersetzungen jedoch deutlich besser. Eine Analyse des Wortschatzes lieferte eine mögliche Erklärung: Die maschinell erzeugten Fassungen griffen erheblich häufiger auf gängige Formulierungen zurück und wiesen eine geringere sprachliche Vielfalt auf. „Die Maschine wählt das Wahrscheinliche“, sagt Demirel. „Literatur aber lebt oft gerade vom Unwahrscheinlichen.“ Ein weiterer Befund betraf die Nachbearbeitenden selbst: Wer eine maschinelle Rohfassung korrigierte, blieb in Wortwahl und Satzbau auffallend nah an dieser Vorlage – selbst dann, wenn ihm beim Übersetzen ohne Vorlage etwas ganz anderes eingefallen wäre.



Für die Betroffenen hat das handfeste Folgen. Post-Editing wird häufig mit der Begründung schlechter bezahlt, die Maschine nehme den Menschen einen großen Teil der Arbeit ab. Viele Übersetzerinnen berichten jedoch, dass die Zeitersparnis bei literarischen Texten weit geringer ausfällt als angenommen, weil sie nahezu jeden Satz umbauen müssen. Hinzu kommt eine Belastung, die sich schwer in Zahlen fassen lässt. „Man korrigiert einen Text, den niemand geschrieben hat“, beschreibt es Pichler. „Beim Übersetzen habe ich eine Beziehung zum Original, ich höre die Stimme der Autorin. Beim Nachbearbeiten höre ich eine Stimme, die keinem gehört, und muss mich die ganze Zeit gegen sie wehren.“ Einige Kolleginnen lehnen Aufträge zum Post-Editing literarischer Texte deshalb grundsätzlich ab, andere nehmen sie aus finanziellen Gründen an und sprechen ungern darüber.

Auch rechtlich wirft die Entwicklung Fragen auf. Nach dem Urheberrecht gilt eine Übersetzung als eigenständige geistige Schöpfung; Übersetzerinnen und Übersetzer sind also Urheber ihres Textes und haben Anspruch auf Nennung und angemessene Vergütung. Einem rein maschinell erzeugten Text dagegen fehlt die menschliche Schöpfung, die für einen solchen Schutz erforderlich ist. Wo genau bei einer nachbearbeiteten Fassung die Grenze verläuft, ist bislang ungeklärt. Berufsverbände fordern deshalb, dass Verlage offenlegen, ob und in welchem Umfang bei einer Übersetzung Software eingesetzt wurde – nicht zuletzt im Interesse der Leserinnen und Leser, die wissen sollten, was sie kaufen. Einige Verlage haben entsprechende Klauseln bereits in ihre Verträge aufgenommen und sichern darin zu, literarische Texte ohne Zustimmung der Übersetzenden nicht maschinell vorbearbeiten zu lassen.



Was in der Debatte über Maschinen häufig untergeht, ist die Rolle, die Übersetzerinnen und Übersetzer jenseits des eigentlichen Übertragens spielen. Viele Bücher erscheinen nur deshalb auf Deutsch, weil jemand wie Clara Pichler sie im Original gelesen, sich für sie begeistert und einem Verlag ein Gutachten geschrieben hat. Auch der Roman, an dem sie gerade arbeitet, war in Brasilien zwar ein Erfolg, auf dem deutschsprachigen Markt aber völlig unbekannt, bis sie ihn auf einer Buchmesse einem Lektor ans Herz legte. Übersetzerinnen begleiten Autorinnen bei Lesereisen, dolmetschen bei Podiumsgesprächen, erklären in Nachworten historische Hintergründe und vermitteln so zwischen Kulturen, die einander sonst kaum wahrnehmen würden. „Eine Maschine kann einen Text übertragen, den man ihr gibt“, sagt Pichler. „Aber sie wird nie in einer Buchhandlung in São Paulo stehen und denken: Das müssen die Leute in Graz unbedingt lesen.“

Wie eng Übersetzung und gesellschaftlicher Zusammenhalt verknüpft sein können, zeigt die Schweiz. In einem Land mit vier Landessprachen ist das Übersetzen keine Randerscheinung, sondern Teil des politischen Alltags: Gesetze, Abstimmungsunterlagen und Behördenmitteilungen erscheinen in mehreren Sprachen, und Literatur aus der Romandie oder dem Tessin erreicht die Deutschschweiz oft nur über Übersetzungen. „Wir sagen manchmal im Scherz, die Übersetzer seien die einzigen Schweizer, die das ganze Land kennen“, erzählt der Lausanner Übersetzer Mathieu Rossier, der seit drei Jahrzehnten französischsprachige Gegenwartsliteratur ins Deutsche überträgt. Er sieht die maschinelle Übersetzung weniger als Bedrohung denn als Werkzeug – etwa für Terminologielisten oder einen ersten Überblick über ein Buch. „Aber wenn ein Roman aus Genf in Zürich ankommt, muss jemand darüber nachgedacht haben, wie er dort klingen soll. Das Nachdenken lässt sich nicht automatisieren, nur das Tippen.“



Verleger Sörensen hält dennoch ein Argument dagegen, das in der Branche durchaus Gewicht hat. Übersetzungen aus sogenannten kleinen Sprachen – etwa dem Estnischen, dem Georgischen oder dem Albanischen – seien für Verlage ein erhebliches wirtschaftliches Wagnis, weil es nur wenige qualifizierte Übersetzer gebe und die Verkaufszahlen schwer abzuschätzen seien. „Wenn die Technik die Kosten senkt, können wir vielleicht mehr Literatur aus Ländern veröffentlichen, die bei uns bisher kaum vorkommen. Das wäre doch ein Gewinn an Vielfalt.“ Pichler überzeugt das nicht. Gerade bei diesen Sprachen, wendet sie ein, seien die Maschinen am schwächsten, weil ihnen nur wenig Textmaterial zum Lernen zur Verfügung stehe. „Ausgerechnet die Literatur, die am meisten Sorgfalt braucht, würde dann am schlechtesten behandelt. Das ist keine Vielfalt, das ist Vielfalt zweiter Klasse.“

Die Debatte, das zeigt sich, ist längst nicht entschieden. Fachleute rechnen damit, dass sich der Markt aufspalten wird: in einen Bereich schnell produzierter, maschinell unterstützter Unterhaltungsliteratur und in einen Bereich, in dem die Übersetzung weiterhin als künstlerische Leistung gilt und auch so bezahlt wird. Welcher Bereich wächst, hängt nicht zuletzt davon ab, ob Leserinnen und Leser bereit sind, für den Unterschied zu bezahlen – und ob sie ihn überhaupt bemerken. Manche Beobachter halten es allerdings auch für denkbar, dass gerade die Verbreitung maschinell erzeugter Texte das Bewusstsein für menschliche Übersetzungen schärft – ähnlich wie industriell gefertigte Möbel die Wertschätzung für handwerkliche Einzelstücke eher gesteigert als zerstört haben. Ob sich dieser Vergleich als tragfähig erweist, wird sich erst in einigen Jahren zeigen.

Clara Pichler hat ihr Wortspiel übrigens gefunden, an diesem Abend, beim Kochen, so wie sie es vorhergesagt hatte. Es ist nicht dasselbe wie im Original – das konnte es nicht sein –, aber es funktioniert, und die Figuren dürfen nun auch auf Deutsch zwanzig Seiten lang darüber lachen.

„Übersetzen heißt entscheiden“, sagt sie. „Jeder Satz ist eine Wahl zwischen Möglichkeiten, die alle etwas verlieren. Die Maschine trifft diese Entscheidungen auch, aber sie weiß nicht, dass sie es tut. Und sie zweifelt nie. Ich glaube, das ist der eigentliche Unterschied: Gute Übersetzungen entstehen aus Zweifeln.“

Beispiel



- ⑤ Clara Pichler braucht für den beschriebenen Satz so lange, weil ...
- ☐ **a** sie die Bedeutung eines brasilianischen Wortes nicht kennt.
 - ☐ **b** die Autorin ihr bisher nicht auf eine Rückfrage geantwortet hat.
 - ☒ **c** sie für ein Wortspiel eine deutsche Lösung finden muss, die auch im weiteren Verlauf trägt.
- ⑥ Über die Arbeitsbedingungen literarischer Übersetzerinnen und Übersetzer erfährt man, dass ...
- ☐ **a** ihr Verdienst gemessen am Zeitaufwand häufig sehr gering ist.
 - ☐ **b** sie meist fest bei einem Verlag angestellt sind.
 - ☐ **c** sie in der Regel vom ersten verkauften Exemplar an am Erlös beteiligt werden.
- ⑦ Der Text betont, dass der Stil eines übersetzten Romans ...
- ☐ **a** in der Regel unverändert aus dem Original übernommen wird.
 - ☐ **b** von Literaturkritikern traditionell der Übersetzerin zugeschrieben wird.
 - ☐ **c** stets auch auf Entscheidungen der übersetzenden Person zurückgeht.
- ⑧ Malte Sörensen begründet den Einsatz von Post-Editing damit, dass ...
- ☐ **a** maschinelle Übersetzungen inzwischen besser seien als menschliche.
 - ☐ **b** sich manche kurzlebigen Titel sonst nicht mehr wirtschaftlich übersetzen ließen.
 - ☐ **c** die Übersetzerinnen dies selbst gefordert hätten.
- ⑨ Am maschinell übersetzten Text beunruhigt Clara Pichler vor allem, dass ...
- ☐ **a** seine Fehler wegen der glatten Sprache leicht übersehen werden.
 - ☐ **b** er zahlreiche grammatische Fehler enthält.
 - ☐ **c** er die Namen aller Figuren verändert.



- ⑩ Die Untersuchung von Yusuf Demirel ergab, dass die Testpersonen ...
- ☐ **a** die maschinellen Fassungen sicher als solche erkannten.
 - ☐ **b** von den menschlichen Übersetzungen stärker gefesselt wurden.
 - ☐ **c** den maschinellen Texten einen größeren Wortschatz bescheinigten.
- ⑪ Ein weiteres Ergebnis der Studie betrifft die Nachbearbeitenden: Sie ...
- ☐ **a** arbeiteten deutlich schneller als erwartet.
 - ☐ **b** verbesserten die Rohfassung grundlegend.
 - ☐ **c** orientierten sich stark an der Formulierung der Maschine.
- ⑫ Clara Pichler empfindet das Post-Editing als belastend, weil ...
- ☐ **a** ihr dabei die Verbindung zur Stimme der Autorin fehlt.
 - ☐ **b** sie die Software nur schwer bedienen kann.
 - ☐ **c** die Verlage ihr zu wenig Zeit dafür lassen.
- ⑬ Berufsverbände verlangen von den Verlagen, ...
- ☐ **a** auf maschinelle Übersetzung ganz zu verzichten.
 - ☐ **b** den Einsatz von Software bei Übersetzungen transparent zu machen.
 - ☐ **c** Übersetzer künftig fest anzustellen.
- ⑭ Der Abschnitt über die Schweiz verdeutlicht, dass ...
- ☐ **a** maschinelle Übersetzung dort bereits weitgehend Standard ist.
 - ☐ **b** Rossier die Technik als Gefahr für seinen Beruf betrachtet.
 - ☐ **c** Übersetzungen dort eine wichtige Rolle für den Austausch zwischen den Landesteilen spielen.
- ⑮ Clara Pichler hält Sörensens Argument der größeren Vielfalt entgegen, dass ...
- ☐ **a** Literatur aus kleinen Sprachen ohnehin kaum Leser finde.
 - ☐ **b** maschinelle Systeme gerade bei kleinen Sprachen besonders schwach seien.
 - ☐ **c** es für diese Sprachen genügend qualifizierte Übersetzer gebe.



Leseverstehen – Teil 3

Lesen Sie den Text „Lauter unübersetzbare Wörter – Eine Polemik mit Geschenkpapier“ (Abschnitte a-m) und die Aussagen 16-25. In welchem Abschnitt wird die jeweilige Aussage – häufig nur indirekt – zum Ausdruck gebracht? Jeder Abschnitt passt höchstens einmal. Passt eine Aussage zu keinem Abschnitt, wählen Sie x.

a) Abschnitt a

Zu meinem fünfzigsten Geburtstag bekam ich ein Buch geschenkt. Es trug den Titel „Wörter, die es nur in anderen Sprachen gibt“, war in Leinen gebunden und mit zarten Aquarellen illustriert. Ich bedankte mich herzlich, wie man das tut, und stellte es zu den anderen drei Exemplaren desselben Titels, die ich zu früheren Anlässen erhalten hatte. Meine Freunde meinen es gut. Sie wissen, dass ich Übersetzer bin, und schließen daraus offenbar, dass mich nichts so sehr beglückt wie die Versicherung, mein Beruf sei im Grunde unmöglich. Inzwischen frage ich mich, ob es sich um eine Verschwörung handelt oder bloß um das einzige Buch, das in Buchhandlungen griffbereit neben der Kasse liegt.

b) Abschnitt b

Man kennt die Gattung. Auf jeder Doppelseite prangt ein Wort aus einer fernen Sprache, darunter eine poetische Erläuterung: ein Ausdruck für den Geruch von Regen auf trockener Erde, einer für das Gefühl, zu viele Bücher zu kaufen, die man nie lesen wird, einer für den Lichtstreifen, den der Mond auf das Wasser wirft. Das Deutsche steuert in der Regel „Waldeinsamkeit“ und „Fernweh“ bei. Dass jede Sprache Wörter besitzt, für die es in anderen Sprachen keine exakte Entsprechung gibt, ist allerdings ungefähr so überraschend wie die Feststellung, dass verschiedene Länder verschiedene Postleitzahlen haben.

c) Abschnitt c

Das eigentlich Bemerkenswerte an diesen Büchern ist ein Widerspruch, den offenbar niemand bemerkt. Unter jedem angeblich unübersetzbaren Wort steht nämlich – eine Übersetzung. Mal umfasst sie drei Wörter, mal einen ganzen Satz, aber sie steht da, und sie ist in aller Regel völlig verständlich. Ein Buch, das auf zweihundert Seiten die Unübersetzbarkeit von zweihundert Wörtern behauptet und jedes einzelne davon übersetzt, ist ungefähr so überzeugend wie ein Kochbuch mit dem Titel „Gerichte, die man nicht kochen kann“, das jedem Gericht ein Rezept beifügt.

d) Abschnitt d

Aufschlussreich ist auch, welche Wörter es in diese Sammlungen schaffen. Die fremden Sprachen liefern ausnahmslos Zartes und Tiefsinniges: Sehnsucht, Melancholie, das Glück des Augenblicks. Die Menschen, die diese Sprachen sprechen, erscheinen wie Bewohner eines Aquarells, die den ganzen Tag dem Mondlicht auf dem Wasser zusehen. Dass dieselben Sprachen auch Wörter für Steuererklärungen, Zahnfüllungen und Parkverbote kennen, bleibt unerwähnt. Aus dem Deutschen wiederum wurde, soweit ich sehe, noch nie „Bausparvertrag“ oder „Verwaltungsvorschrift“ aufgenommen, obwohl beide mindestens ebenso schwer zu übersetzen sind wie „Waldeinsamkeit“.

e) Abschnitt e

Häufig wird den Büchern zudem eine kühne These mitgegeben: Wer kein Wort für ein Gefühl habe, könne dieses Gefühl auch nicht empfinden. Die Sprache bestimme, was wir denken. Diese Vorstellung ist so alt wie hartnäckig, und sie ist in ihrer starken Form längst widerlegt. Menschen in aller Welt empfinden Schadenfreude, auch wenn sie sich dafür das deutsche Wort ausleihen müssen. Und ich bezweifle, dass sich Engländer vor der Erfindung des Wortes „Fernweh“ nie fortgesehnt haben. Sie haben es nur anders formuliert, vermutlich etwas umständlicher. Wäre es anders, müssten wir annehmen, dass die Deutschen vor der Prägung des Wortes „Torschlusspanik“ vollkommen gelassen in die Zukunft blickten.

f) Abschnitt f

Ich selbst übersetze übrigens überwiegend Bedienungsanleitungen, vor allem für Geschirrspüler und Kaffeevollautomaten. Meine beruflichen Herausforderungen heißen nicht „Weltschmerz“ oder „Wabi-Sabi“, sondern „Klarspülerdosierung“ und „Entkalkungsintervall“. Ich versichere Ihnen, dass auch diese Wörter ihre Tücken haben, besonders wenn der Auftraggeber in drei Sprachversionen drei verschiedene Bezeichnungen für dasselbe Ventil verwendet. Ein mit Aquarellen illustriertes Geschenkbuch über meine Arbeit ist meines Wissens noch nicht erschienen. Ich rechne auch nicht damit. Die meisten Menschen bemerken eine Bedienungsanleitung erst, wenn sie unverständlich ist. Mache ich meine Arbeit gut, fällt sie niemandem auf; mache ich sie schlecht, landet ein Foto davon im Internet.

g) Abschnitt g

Neulich, auf einer Feier, fragte mich eine Bekannte mit leuchtenden Augen nach meinem liebsten unübersetzbaren Wort. Ich antwortete wahrheitsgemäß, dass ich keines habe, weil sich mit genügend Sorgfalt und gegebenenfalls einem Nebensatz eigentlich alles übersetzen lasse. Das Leuchten in ihren Augen erlosch. Sie sagte „Ach so“ und wandte sich einem Gast zu, der gerade erzählte, dass die Inuit hundert Wörter für Schnee hätten. Der Abend war für ihn, wie ich beobachten konnte, ausgesprochen erfolgreich. Ich verbrachte den Rest der Feier in angeregter Unterhaltung mit dem Käsebuffet.

h) Abschnitt h

Die wirklichen Probleme meines Berufs liegen nämlich selten im Wörterbuch. Sie liegen im Tonfall, im Rhythmus, in dem, was zwischen den Zeilen mitschwingt. Wie übersetzt man den Wiener Schmäh, ohne dass er sich in bloße Unhöflichkeit verwandelt? Wie gibt man in einer anderen Sprache wieder, dass eine Figur sich durch ihr übertrieben korrektes Hochdeutsch als Zugezogene verrät? Und was macht man mit einem Witz, dessen Pointe auf einer Fernsehsendung beruht, die in Hamburg jeder kennt und in Lissabon niemand? Für solche Fragen gibt es kein Stichwort und keine Doppelseite mit Aquarell. Es gibt nur Abwägen, Verwerfen und erneutes Abwägen – eine Tätigkeit, die sich schlecht als Geschenk verpacken lässt.



i) Abschnitt i

Inzwischen haben sich die Geschenkbücher übrigens einen unerwarteten Verbündeten geschaffen. Die Übersetzungsprogramme auf unseren Telefonen übertragen „Gemütlichkeit“ ohne jedes Zögern mit „coziness“ und „Fernweh“ mit „wanderlust“, schneller, als man das Wort aussprechen kann. Man könnte meinen, beide Seiten stünden einander unversöhnlich gegenüber: hier die Behauptung, nichts lasse sich übersetzen, dort die Behauptung, alles lasse sich übersetzen. Bei näherer Betrachtung haben sie aber eine bemerkenswerte Gemeinsamkeit. Weder das Geschenkbuch noch die App hat je auch nur einen Augenblick gezweifelt.

j) Abschnitt j

Wirtschaftlich ist die Gattung jedenfalls ein Erfolg. Inzwischen gibt es „Noch mehr unübersetzbare Wörter“, „Unübersetzbare Wörter für Verliebte“ und einen Abreißkalender mit einem unübersetzbaren Wort pro Tag, der, wie man hört, im Dezember regelmäßig ausverkauft ist. Angeregt durch so viel Erfolg habe ich einem Verlag vorgeschlagen, einen Band mit den schönsten unübersetzbaren Wörtern aus Bedienungsanleitungen herauszubringen. Die Lektorin antwortete freundlich, das Konzept sei originell, aber „zu konkret“. Die Leserinnen und Leser wollten träumen und nicht entkalken. Ich habe ihr nicht widersprochen. Sie kennt ihr Publikum.

k) Abschnitt k

Um gerecht zu sein: Ganz falsch liegen diese Bücher nicht. Sprachen zerlegen die Welt tatsächlich auf unterschiedliche Weise, und wer übersetzt, lernt, auf diese feinen Unterschiede zu achten. Und vielleicht ist es gar nicht so wenig, wenn ein hübsch gestaltetes Büchlein jemanden dazu bringt, sich zum ersten Mal zu fragen, wie andere Menschen die Welt in Worte fassen. Ich kenne mindestens eine Leserin, die nach der Lektüre eines solchen Bandes einen Sprachkurs belegt hat. Das ist mehr, als die meisten linguistischen Fachaufsätze von sich behaupten können. Und selbst wer sich, wie ich, über die Erläuterungen ärgert, hat dabei immerhin über Sprache nachgedacht.

l) Abschnitt l

Und damit bin ich bei einem Geständnis, das mir nicht leichtfällt. Von den vier Exemplaren in meinem Regal habe ich drei weiterverschenkt. Das vierte liegt auf meinem Nachttisch. Gelegentlich, wenn ich nicht schlafen kann, schlage ich es auf, betrachte die Aquarelle und lese von dem Wort für den Lichtstreifen des Mondes auf dem Wasser. Ich weiß, dass es eine Übersetzung hat. Ich weiß, dass die Erläuterung kitschig ist. Und doch schlafe ich danach meistens ein wenig zufriedener ein. Erzählen Sie das bitte nicht meinen Freunden.

m) Abschnitt m

Zum Schluss möchte ich einen eigenen Beitrag zur Gattung leisten. Ich schlage für das Deutsche das Wort „Geschenkbuchwiederholungsverdruss“ vor – jenes Gefühl, das einen ergreift, wenn man dasselbe gut gemeinte Buch zum vierten Mal auspackt und dabei ein erfreutes Gesicht macht. Das Wort ist, wie ich zugeben muss, ohne Weiteres übersetzbar; wer es in einer anderen Sprache ausdrücken möchte, braucht dafür nur einen Satz – allerdings einen langen. Es ist auch nicht poetisch, und kein Aquarell der Welt könnte es veredeln. In eine der einschlägigen Sammlungen wird es deshalb wohl nie aufgenommen werden. Damit kann ich leben. Ich habe schließlich Übung darin, Dinge mit einem Lächeln entgegenzunehmen.

Wenn es keine passende Lösung gibt, schreiben Sie x.

Lauter unübersetzbare Wörter – Eine Polemik mit Geschenkpapier

Ein Kommentar

- | | | |
|----|---|--------------------------|
| 16 | Ein Werk widerlegt durch seine eigene Machart die Behauptung, die es aufstellt. | ☐ |
| 17 | Die Auswahl der vorgestellten Begriffe beruht auf einem verklärenden Blick auf andere Kulturen. | ☐ |
| 18 | Die alltägliche Übersetzungsarbeit wird in der Öffentlichkeit kaum wahrgenommen. | ☐ |
| 19 | Eine geheimnisvolle Vorstellung kommt bei anderen besser an als eine nüchterne Auskunft. | ☐ |



- | | | |
|----|---|--------------------------|
| ②0 | Die eigentlichen Schwierigkeiten des Übersetzens liegen jenseits einzelner Wörter. | ☐ |
| ②1 | Technische Hilfsmittel und populäre Bücher werden in ihrer Selbstgewissheit auf eine Stufe gestellt. | ☐ |
| ②2 | Ein Vorschlag wird abgelehnt, weil er nicht zu dem passt, was die Leserschaft einer erfolgreichen Buchgattung erwartet. | ☐ |
| ②3 | Der Verfasser räumt ein, dass das kritisierte Phänomen auch eine positive Wirkung haben kann. | ☐ |
| ②4 | Der Verfasser fordert, dass solche Bücher künftig nur noch von Sprachwissenschaftlern verfasst werden. | ☐ |
| ②5 | Der Verfasser gibt zu, selbst Gefallen an dem zu finden, was er kritisiert. | ☐ |





Hörverstehen und Schreiben

In diesem Subtest hören Sie einen längeren Text (ein Radiointerview) nur einmal und machen sich dabei Notizen. Anschließend fassen Sie den Text schriftlich zusammen (ca. 15 Minuten Hören und Notieren, ca. 45 Minuten Schreiben).

Zeit: ca. 60 Minuten · Punkte: 40

Hörverstehen und Schreiben – Zusammenfassung

Sie hören ein Interview aus der Radiosendung „Sprachwechsel“ mit der Dolmetscherin und Dolmetschforscherin Derya Sarikaya. Sie hören den Text nur einmal. Notieren Sie die fünf Hauptpunkte, die zu Beginn angekündigt werden, und die wichtigsten Einzelheiten dazu. Schreiben Sie danach eine Zusammenfassung in ganzen Sätzen als zusammenhängenden Text. Nennen Sie den Titel, alle fünf Hauptpunkte und die wesentlichen Einzelheiten. Stichpunkte werden nicht gewertet.

Sie hören die Texte einmal. Audio: Online-Version (QR-Code unten).

Zusammenfassung

Fassen Sie das Interview „Zwischen den Sprachen – Dolmetschen im Krankenhaus, auf dem Amt und vor Gericht“ zusammen. Gehen Sie auf den Titel, die fünf angekündigten Hauptpunkte und die wichtigsten Einzelheiten zu jedem Punkt ein.

- Titel/Thema des Interviews
- Hauptpunkt 1: Was Community Interpreting ist und wie es sich vom Konferenzdolmetschen unterscheidet
- Hauptpunkt 2: Wer in der Praxis dolmetscht und welche Risiken das birgt
- Hauptpunkt 3: Dolmetschen als Kulturvermittlung – Möglichkeiten und Grenzen
- Hauptpunkt 4: Video- und Telefondolmetschen sowie Übersetzungs-Apps
- Hauptpunkt 5: Forderungen: Rechtsanspruch, Finanzierung, Ausbildung

keine Wortvorgabe (zusammenhängender Text in ganzen Sätzen) · ca. 45 Minuten

Hören Sie den Text (Online-Version) und schreiben Sie dann Ihren Text.







Schriftlicher Ausdruck

Wählen Sie eines der drei Themen und schreiben Sie einen argumentativen Aufsatz (Erörterung oder Stellungnahme). Beziehen Sie sich dabei auf mindestens drei der Texte, die Sie im Lese- und Hörteil zum Rahmenthema „Übersetzen und Kulturvermittlung“ kennengelernt haben.

Zeit: ca. 90 Minuten · Punkte: 40

Schriftlicher Ausdruck

Wählen Sie eines der drei Themen. Schreiben Sie einen gegliederten, argumentativen Text. Beziehen Sie mindestens drei Texte aus den Subtests Leseverstehen und Hörverstehen ein und kennzeichnen Sie Zitate sowie die Meinungen anderer als solche. Es gibt keine Wortvorgabe.

Wählen Sie **eine** der folgenden Aufgaben.

Thema 1

„Die Maschine übersetzt, der Mensch interpretiert.“ – Wird künstliche Intelligenz menschliche Übersetzerinnen und Dolmetscher überflüssig machen, und wäre das ein Verlust? Erörtern Sie die Frage und nehmen Sie begründet Stellung.

- Leistungen und Vorteile maschineller Übersetzung
- Grenzen der Technik (Stil, Kontext, Verantwortung)
- Folgen für Berufe und Qualität
- eigene begründete Position

keine Wortvorgabe · ca. 90 Minuten

Thema 2

Treue zum Original oder Anpassung an die Leserschaft? Erörtern Sie, welche Rolle Übersetzerinnen und Dolmetscher als Vermittler zwischen Kulturen spielen sollten und wo die Grenzen dieser Vermittlung liegen.

- Übersetzen als Entscheiden zwischen Möglichkeiten
- Kulturvermittlung jenseits des Textes
- Gefahren: Bevormundung, Exotisierung, Klischees
- eigene begründete Position

keine Wortvorgabe · ca. 90 Minuten





Mündlicher Ausdruck

Die mündliche Prüfung ist eine Einzelprüfung mit zwei Prüfenden und dauert ca. 15 Minuten. Vorher haben Sie 20 Minuten Vorbereitungszeit; Notizen sind erlaubt. In Teil 1 halten Sie einen Vortrag, in Teil 2 vertiefen Sie das Thema im Gespräch mit den Prüfenden.

Zeit: ca. 15 Minuten · Punkte: 40

Mündlicher Ausdruck – Teil 1: Vortrag

Wählen Sie Thema A oder Thema B. Stellen Sie sich vor, Sie eröffnen eine Podiumsdiskussion: Führen Sie in das Thema ein, erläutern Sie unterschiedliche Positionen und beziehen Sie selbst Stellung. Sprechen Sie ca. 6-8 Minuten zusammenhängend.

Thema A (A)

Thema A: Synchronisieren oder untertiteln? Eröffnen Sie mit einem Vortrag eine Podiumsdiskussion zu der Frage, ob ausländische Filme und Serien im Fernsehen und auf Streamingplattformen künftig vorrangig im Original mit Untertiteln gezeigt werden sollten.

Vorbereitungszeit: 20 Minuten

- Ausgangslage: Synchronisationstradition im deutschsprachigen Raum
- Argumente für Synchronisation (Zugänglichkeit, Gewohnheit, Arbeitsplätze)
- Argumente für Untertitel (Authentizität, Sprachenlernen)
- Rolle von Übersetzung und Anpassung
- eigene Position

Thema B (A)

Thema B: Englisch für alle – und sonst nichts? Eröffnen Sie mit einem Vortrag eine Podiumsdiskussion zu der Frage, ob es in Zeiten von Englisch als Weltsprache und maschineller Übersetzung noch sinnvoll ist, mehrere Fremdsprachen zu lernen.

Vorbereitungszeit: 20 Minuten

- Englisch als Lingua franca in Beruf und Wissenschaft
- Argumente für das Lernen weiterer Sprachen (Kultur, Perspektivwechsel, Nachbarländer)
- Einfluss maschineller Übersetzung
- bildungspolitische Konsequenzen



- eigene Position

Mündlicher Ausdruck – Teil 2: Vertiefendes Gespräch

Im Anschluss an Ihren Vortrag stellen Ihnen die Prüfenden Fragen, bitten um Präzisierungen und halten Ihren Thesen Gegenargumente entgegen. Reagieren Sie differenziert, verteidigen oder relativieren Sie Ihre Position (ca. 7-9 Minuten).

Teil 2 – zu Thema A (A)

Mögliche Fragen und Einwände der Prüfenden nach einem Vortrag zu Thema A:

- Ist eine gute Synchronfassung nicht auch eine künstlerische Leistung, die man würdigen sollte?
- Wie sollen ältere Menschen oder Menschen mit Sehschwäche Filmen mit Untertiteln folgen?
- Untertitel kürzen oft stark. Geht dabei nicht genauso viel verloren wie bei einer Synchronisation?
- Belegt der Erfolg von Streamingdiensten mit Originalton nicht, dass sich die Gewohnheiten bereits ändern?
- Sollte der Staat hier überhaupt eingreifen, etwa beim öffentlich-rechtlichen Rundfunk?
- Welche Rolle spielen Dialekte und Varietäten bei der Synchronisation?

Teil 2 – zu Thema B (A)

Mögliche Fragen und Einwände der Prüfenden nach einem Vortrag zu Thema B:

- Wenn Maschinen immer besser übersetzen – wozu dann noch jahrelang Vokabeln lernen?
- Benachteiligt eine Konzentration auf Englisch nicht die Sprachen der Nachbarländer?
- Welche Rolle sollten die Herkunftssprachen von Schülerinnen und Schülern im Unterricht spielen?
- Ist der Gedanke, eine Sprache verändere das Denken, nicht längst widerlegt?
- Wie viele Sprachen sollte eine Schule verpflichtend anbieten?
- Was antworten Sie Eltern, die sagen: Lieber mehr Informatik als eine zweite Fremdsprache?



Lösungen

Leseverstehen

Leseverstehen - Teil 1

1 b, 2 e, 3 a, 4 d, 5 c

Leseverstehen - Teil 2

6 a, 7 c, 8 b, 9 a, 10 b, 11 c, 12 a, 13 b, 14 c, 15 b

Leseverstehen - Teil 3

16 c, 17 d, 18 f, 19 g, 20 h, 21 i, 22 j, 23 k, 24 x, 25 l



Modelltexte und Redemittel

Hörverstehen und Schreiben – Zusammenfassung – Zusammenfassung

In der Radiosendung „Sprachwechsel“ spricht der Moderator mit der Dolmetscherin und Hamburger Dolmetschforscherin Derya Sarıkaya über das Thema „Zwischen den Sprachen – Dolmetschen im Krankenhaus, auf dem Amt und vor Gericht“. Das Gespräch gliedert sich in fünf Punkte: den Begriff des Community Interpreting, die Praxis und Risiken des Laiendolmetschens, die Rolle von Dolmetschenden als Kulturvermittler, technische Lösungen sowie notwendige Veränderungen.

Zunächst erläutert Sarıkaya, unter Community Interpreting verstehe man das Dolmetschen im öffentlichen Raum, etwa in Krankenhäusern, Behörden, Schulen oder bei der Polizei. Anders als beim Konferenzdolmetschen werde hier meist konsekutiv in beide Richtungen und am selben Tisch gedolmetscht. Zudem gehe es fast immer um existenzielle Fragen wie Diagnosen, Sorgerecht oder Aufenthaltsstatus, die Gesprächspartner seien ungleich mächtig, und häufig würden seltene Sprachen wie Tigrinya oder Dari benötigt, für die es kaum ausgebildete Fachkräfte gebe.

Zweitens beschreibt sie, dass in der Praxis oft Laien dolmetschten: Angehörige, Kinder oder sogar Reinigungskräfte. Dem Einwand des Moderators, Angehörige genössen das Vertrauen der Betroffenen, hält sie entgegen, Studien belegten, dass Laien deutlich mehr – teils medizinisch folgenreiche – Fehler machten. Außerdem filterten Angehörige Informationen, etwa aus Scham, wie das Beispiel einer Tochter zeige, die bei einer Gynäkologin bestimmte Begriffe nicht übersetzte. Kinder würden zudem in eine belastende Beschützerrolle gedrängt.

Drittens äußert sich Sarıkaya zwiespältig zum Bild des „Brückenbauers“. Kulturelles Wissen sei unverzichtbar, um etwa höfliches Untertreiben von Schmerzen zu erkennen; zugleich warnt sie davor, die Kultur des Gegenübers zu „erklären“, weil dies leicht in Klischees münde. Bei nichtsprachlichen Missverständnissen gelte das Prinzip der Transparenz: Hinweise würden in beiden Sprachen gegeben, die Entscheidung bleibe bei den Gesprächspartnern. Dolmetschende seien weder Anwälte der einen noch Assistenten der anderen Seite.



Viertens bewertet sie Video- und Telefondolmetschen als teilweise hilfreich, da es rund um die Uhr schnell und kostengünstig auch seltene Sprachen verfügbar mache. Bei psychiatrischen Gesprächen oder schlechten Nachrichten fehle jedoch die Körpersprache, und Verbindungsabbrüche seien belastend. Übersetzungs-Apps hält sie für einfache Alltagsfragen für geeignet, nicht aber für Aufklärung oder Einwilligungen, da sie Dialekte nicht erkannten, bei kleinen Sprachen Lücken hätten und Unsicherheit nie anzeigten. Im Notfall seien sie besser als nichts, sie befürchte aber, dass dies zum Standard werde.

Abschließend kritisiert Sarikaya einen Widerspruch: Angeklagte hätten Anspruch auf einen Dolmetscher, Kranke dagegen müssten die Kosten in der Regel selbst tragen, obwohl Missverständnisse zu Fehldiagnosen und Mehrkosten führten. Sie fordert daher einen Rechtsanspruch auf Sprachmittlung im Gesundheitswesen mit gesicherter Finanzierung, verbindliche Qualitätsstandards, eine faire Bezahlung und Schulungen für Fachkräfte im Umgang mit Dolmetschenden. Ihr Schlusssatz lautet, Verständigung sei keine Gefälligkeit, sondern Voraussetzung dafür, dass Rechte überhaupt bei den Menschen ankämen.

Bewertungskriterien: Inhalt (bis 25 Punkte): Titel und die fünf Hauptpunkte vollständig genannt (5 Punkte), wesentliche Einzelheiten korrekt wiedergegeben (bis 20 Punkte); Zusammenhängender Text in ganzen Sätzen, logisch gegliedert, Wiedergabe in indirekter Rede bzw. mit distanzierenden Formulierungen; Sprache (bis 15 Punkte): Korrektheit, Wortschatzspektrum und eigenständige Formulierung auf C2-Niveau

Schriftlicher Ausdruck - Thema 1

Noch vor wenigen Jahren sorgten maschinelle Übersetzungen vor allem für Heiterkeit. Heute liefern Programme in Sekunden Texte, die auf den ersten Blick kaum von menschlichen Übersetzungen zu unterscheiden sind. Kein Wunder also, dass die Frage gestellt wird, ob Übersetzerinnen und Dolmetscher bald überflüssig sein werden. Ich möchte im Folgenden zeigen, dass diese Frage zu kurz greift, weil sie Übersetzen auf das Übertragen von Wörtern reduziert.



Unbestreitbar sind die Vorteile der Technik. Sie ermöglicht Millionen Menschen, sich in fremden Sprachen zu orientieren, und sie senkt Kosten. Der Leipziger Programmleiter Malte Sörensen argumentiert in der Reportage über Literaturübersetzung sogar, maschinelle Unterstützung könne Literatur aus kleinen Sprachen erschwinglicher machen und so die Vielfalt erhöhen. Auch die Dolmetschforscherin Derya Sarıkaya räumt im Radiointerview ein, dass Apps für einfache Fragen im Klinikalltag durchaus hilfreich seien und im Notfall „besser als nichts“.

Doch gerade an diesen Beispielen zeigen sich die Grenzen. Die Übersetzerin Clara Pichler stellte bei ihrem Experiment fest, dass die Maschine zwar grammatisch korrekte Sätze produzierte, aber Rhythmus, Ironie und ein zentrales Wortspiel verfehlte. Besonders treffend ist ihre Beobachtung, die Fehler der Maschine seien „leise“: Sie fallen nicht auf, weil der Text glatt klingt. Sarıkaya formuliert dasselbe Problem für das Gesundheitswesen: Apps zeigten nie, wenn sie unsicher seien. Ein Werkzeug, das seine eigenen Fehler verschleierte, ist umso gefährlicher, je wichtiger der Inhalt ist – bei einer Operationsaufklärung ebenso wie bei einem Roman, dessen Stimme verloren geht.

Hinzu kommt ein Befund aus der Studie von Yusuf Demirel: Leserinnen und Leser fühlten sich von menschlichen Übersetzungen stärker gefesselt, und Menschen, die maschinelle Rohfassungen nachbearbeiteten, blieben auffallend nah an deren Formulierungen. Die Maschine prägt also auch den, der sie korrigieren soll. Die vermeintliche Arbeitsteilung, bei der der Mensch nur noch „glättet“, könnte so schleichend zu einer Verarmung der Sprache führen.

Schließlich übersehen Prognosen vom Ende der Übersetzung, dass Übersetzerinnen und Dolmetscher mehr tun als übertragen. Pichler hat den Roman, an dem sie arbeitet, überhaupt erst einem deutschen Verlag empfohlen; Dolmetschende im Krankenhaus erkennen, wenn ein Patient aus Höflichkeit seine Schmerzen herunterspielt. Diese Form der Kulturvermittlung setzt Urteilskraft und Verantwortung voraus – Eigenschaften, die man einer Software nicht zuschreiben kann.



Mein Fazit lautet daher: Die Maschine wird menschliche Übersetzer in manchen Bereichen ersetzen, etwa bei Routinetexten, und das ist kein Verlust. Wo es jedoch um Literatur, um Gesundheit oder um Rechte geht, wäre ein Ersatz ein erheblicher Verlust an Qualität und an Gerechtigkeit. Notwendig sind daher Transparenz über den Einsatz von Software, wie die Berufsverbände sie fordern, und eine Gesellschaft, die bereit ist, für Verständigung zu bezahlen. Oder, mit Pichlers Worten: Gute Übersetzungen entstehen aus Zweifeln – und zweifeln kann bislang nur der Mensch.

Bewertungskriterien: Aufgabengerechtigkeit: Fragestellung differenziert und vollständig bearbeitet; mindestens drei Texte aus Lese- und Hörteil einbezogen, Zitate und fremde Meinungen gekennzeichnet; Kohärenz/Kohäsion: klare Gliederung (Einleitung, Argumentation, Schluss), präzise Verknüpfungen; Korrektheit: weitgehend fehlerfreie Grammatik, Orthografie und Zeichensetzung; Repertoire: breiter, präziser und stilistisch angemessener Wortschatz und Satzbau

Schriftlicher Ausdruck - Thema 2

Eine alte Redewendung behauptet, Übersetzungen seien wie Partner: Entweder sie seien treu oder schön, beides zugleich gebe es selten. So schief das Bild ist, es benennt ein echtes Dilemma: Wie weit dürfen Übersetzer und Dolmetscher sich vom Original entfernen, um bei ihrem Publikum anzukommen? Und wie viel kulturelle Vermittlung ist ihre Aufgabe?

Zunächst muss man festhalten, dass wörtliche Treue oft gar nicht möglich ist. Das Beispiel der Übersetzerin Clara Pichler, die stundenlang nach einem deutschen Wortspiel sucht, zeigt, dass ein Text gerade dann verfehlt wird, wenn man ihn Wort für Wort überträgt. Treue zum Original bedeutet hier Treue zur Wirkung, nicht zum Wortlaut. Pichlers Satz „Übersetzen heißt entscheiden“ bringt das auf den Punkt: Jede Übersetzung ist eine Interpretation.

Darüber hinaus wirken Übersetzer als Kulturvermittler im weiteren Sinne. Sie entdecken Bücher, schreiben Nachworte, begleiten Lesereisen. Der Lausanner Übersetzer Mathieu Rossier beschreibt Übersetzer sogar als die einzigen Schweizer, „die das ganze Land kennen“. Ohne diese Vermittlung blieben ganze Literaturen unsichtbar.



Doch die Vermittlung hat Grenzen. Der Kommentar über „unübersetzbare Wörter“ zeigt auf ironische Weise, wie leicht Kulturvermittlung in Verklärung umschlägt: Fremde Sprachen erscheinen dort als Quelle zarter Poesie, ihre Sprecher wie „Bewohner eines Aquarells“. Wer so vermittelt, schafft keine Nähe, sondern neue Klischees. Ähnlich warnt die Dolmetscherin Derya Sarıkaya davor, als Dolmetschende die Kultur des Gegenübers zu „erklären“; schließlich spreche sie nicht für achtzig Millionen Menschen. Ihr Prinzip der Transparenz – Hinweise auf mögliche Missverständnisse werden offen und in beiden Sprachen gegeben – erscheint mir als überzeugende Antwort: Vermittlung ja, aber nicht hinter dem Rücken der Beteiligten.

Eine weitere Grenze betrifft die Anpassung an die Leserschaft. Wenn eine Übersetzung alles Fremde glättet, damit der Text vertraut klingt, nimmt sie den Leserinnen und Lesern gerade das, was sie an fremder Literatur suchen. Umgekehrt nützt eine Übersetzung niemandem, die so fremd bleibt, dass sie unverständlich wird. Die Kunst liegt darin, das Fremde erkennbar zu lassen und es zugleich zugänglich zu machen.

Ich komme daher zu folgendem Ergebnis: Übersetzerinnen und Dolmetscher sind zwangsläufig Kulturvermittler, denn jede sprachliche Entscheidung ist auch eine kulturelle. Diese Rolle sollten sie bewusst, aber zurückhaltend ausfüllen – als Ermöglicher von Verständigung, nicht als Deuter, die anderen erklären, wie „die“ Brasilianer oder „die“ Türken sind. Treue bedeutet dann, der Stimme des Originals gerecht zu werden und dem Gegenüber zuzutrauen, das Fremde selbst zu verstehen.

Bewertungskriterien: Aufgabengerechtigkeit: Fragestellung differenziert und vollständig bearbeitet; mindestens drei Texte aus Lese- und Hörteil einbezogen, Zitate und fremde Meinungen gekennzeichnet; Kohärenz/Kohäsion: klare Gliederung (Einleitung, Argumentation, Schluss), präzise Verknüpfungen; Korrektheit: weitgehend fehlerfreie Grammatik, Orthografie und Zeichensetzung; Repertoire: breiter, präziser und stilistisch angemessener Wortschatz und Satzbau

Schriftlicher Ausdruck – Thema 3

In einer Gesellschaft, in der Menschen mit vielen verschiedenen Muttersprachen leben, entscheidet Sprache täglich darüber, ob jemand eine Diagnose versteht, einem Elterngespräch folgen kann oder einen Bescheid richtig deutet. Die Forderung, professionelle Sprachmittlung staatlich zu garantieren, liegt daher nahe. Ich möchte im Folgenden untersuchen, ob sie berechtigt ist und wie sie umgesetzt werden könnte.



Wie es ohne professionelle Dolmetschende aussieht, hat Derya Sarıkaya im Radiointerview eindringlich geschildert: Kinder übersetzen ihren Eltern Krebsdiagnosen, Reinigungskräfte werden ans Krankenbett geholt, Angehörige lassen aus Scham Begriffe weg. Laut den von ihr zitierten Studien machen Laien deutlich mehr Fehler, auch solche mit medizinischen Folgen. Das ist nicht nur ein Qualitätsproblem, sondern ein Gerechtigkeitsproblem: Die verletzlichsten Menschen erhalten die schlechteste Kommunikation.

Besonders überzeugend finde ich Sarıkayas Hinweis auf einen Widerspruch im System: Wer angeklagt ist, hat Anspruch auf einen Dolmetscher, wer krank ist, in der Regel nicht. Wenn der Staat es für selbstverständlich hält, dass ein Angeklagter das Verfahren versteht, ist kaum zu begründen, warum eine Patientin ihre Behandlung nicht verstehen soll. Rechte, die Menschen sprachlich nicht erreichen, bleiben letztlich Rechte auf dem Papier.

Gegen die Forderung wird meist das Kostenargument angeführt. Dolmetschende kosten Geld, und die Kassen der Krankenversicherungen und Kommunen sind knapp. Doch auch dieses Argument trägt nur bedingt: Missverständnisse führen, wie Sarıkaya betont, zu Fehldiagnosen, doppelten Untersuchungen und längeren Klinikaufenthalten. Sprachmittlung ist daher weniger eine zusätzliche Ausgabe als eine Investition, die Folgekosten vermeidet.

Könnte die Technik das Problem günstiger lösen? Videodolmetschen ist ohne Zweifel ein Fortschritt, weil es auch seltene Sprachen rund um die Uhr verfügbar macht. Übersetzungs-Apps dagegen eignen sich allenfalls für einfache Alltagsfragen. Dass ihre Fehler „leise“ sind, wie die Literaturübersetzerin Clara Pichler es formuliert, macht sie gerade in Situationen gefährlich, in denen es um Einwilligungen oder Diagnosen geht.

Eine staatliche Garantie allein genügt allerdings nicht. Wie der Lexikonartikel über Konferenzdolmetschen zeigt, verlangt Dolmetschen hohe Konzentration, Fachwissen und Belastbarkeit – Fähigkeiten, die eine solide Ausbildung voraussetzen. Für das Dolmetschen im öffentlichen Raum fehlen bislang verbindliche Standards und faire Honorare. Wer Qualität fordert, muss sie auch bezahlen.



Ich spreche mich daher klar für einen Rechtsanspruch auf professionelle Sprachmittlung in Gesundheitswesen, Schulen und Behörden aus, verbunden mit einer gesicherten Finanzierung, verbindlichen Qualitätsstandards und Schulungen für das Fachpersonal. Verständigung ist, um Sarikaya zu zitieren, „keine Gefälligkeit“, sondern die Voraussetzung dafür, dass Rechte überhaupt bei den Menschen ankommen.

Bewertungskriterien: Aufgabengerechtigkeit: Fragestellung differenziert und vollständig bearbeitet; mindestens drei Texte aus Lese- und Hörteil einbezogen, Zitate und fremde Meinungen gekennzeichnet; Kohärenz/Kohäsion: klare Gliederung (Einleitung, Argumentation, Schluss), präzise Verknüpfungen; Korrektheit: weitgehend fehlerfreie Grammatik, Orthografie und Zeichensetzung; Repertoire: breiter, präziser und stilistisch angemessener Wortschatz und Satzbau

Mündlicher Ausdruck – Teil 1: Vortrag – Thema A

Einleitung: „Wer in Deutschland, Österreich oder der Schweiz einen Hollywoodfilm sieht, hört meist eine vertraute deutsche Stimme. In anderen europäischen Ländern ist das ganz anders. Die Frage, über die wir heute diskutieren, lautet: Ist unsere Synchronisationskultur ein Service oder ein Hindernis?“

Positionen: „Befürworter der Synchronisation verweisen darauf, dass ... / Demgegenüber wird häufig argumentiert, Untertitel förderten ... / Nicht vergessen sollte man, dass auch eine Synchronfassung eine Übersetzung ist – mit allen Entscheidungen, die dazugehören.“

Eigene Stellung: „Ich plädiere für Wahlfreiheit, aber mit einem Schub in Richtung Original: Gerade für Kinder und Jugendliche könnten Untertitel ein Schlüssel zum Sprachenlernen sein.“

Überleitung: „Ich bin gespannt auf Ihre Sicht und eröffne damit die Diskussion.“

Mündlicher Ausdruck – Teil 1: Vortrag – Thema B

Einleitung: „Mit Englisch kommt man überall durch – und wo nicht, hilft das Handy. So jedenfalls lautet eine verbreitete Ansicht. Doch ist Sprache wirklich nur ein Werkzeug, um Informationen auszutauschen?“



Argumentation: „Es lässt sich nicht bestreiten, dass Englisch in Wissenschaft und Wirtschaft unverzichtbar geworden ist. Andererseits erschließt sich eine Kultur erst, wenn man ihre Sprache spricht – wer in der Schweiz Französisch kann, versteht die Romandie anders als jemand, der nur Englisch spricht.“

Abwägung: „Maschinelle Übersetzung nimmt uns manches ab, aber sie ersetzt nicht das Erlebnis, in einer anderen Sprache zu denken und dabei die eigene mit neuen Augen zu sehen.“

Fazit: „Englisch ja – aber als Tür, nicht als Wand.“

Mündlicher Ausdruck – Teil 2: Vertiefendes Gespräch – Teil 2 – zu Thema A

Nützliche Redemittel: „Da haben Sie einen wichtigen Punkt angesprochen, den ich gern aufgreife.“ – „Ich würde zwischen Unterhaltung und Bildungsauftrag unterscheiden.“ – „Ihr Einwand ist berechtigt, sofern ...“ – „Lassen Sie mich das an einem Beispiel veranschaulichen: ...“ – „Ich halte an meiner These fest, möchte sie aber etwas differenzieren: ...“

Mündlicher Ausdruck – Teil 2: Vertiefendes Gespräch – Teil 2 – zu Thema B

Nützliche Redemittel: „Das ist zweifellos richtig, greift aber zu kurz, weil ...“ – „Ich gebe Ihnen insofern recht, als ...“ – „Entscheidend scheint mir die Frage, ob ...“ – „Zugespitzt formuliert: ...“ – „Gestatten Sie mir eine Gegenfrage: ...“



Transkripte

Hörverstehen und Schreiben – Zusammenfassung

Text h1

Moderator: Guten Abend und willkommen bei „Sprachwechsel“. Unser Thema heute: „Zwischen den Sprachen – Dolmetschen im Krankenhaus, auf dem Amt und vor Gericht“. Wenn wir an Dolmetscher denken, sehen wir meistens Kabinen bei internationalen Gipfeltreffen vor uns. Aber der weitaus größte Teil des Dolmetschens findet ganz woanders statt: in Arztpraxen, in Jobcentern, in Elterngesprächen an Schulen. Darüber spreche ich mit Derya Sarıkaya. Sie hat selbst viele Jahre als Dolmetscherin für Türkisch und Kurmandschi gearbeitet und forscht heute an einer Hochschule in Hamburg zu genau diesem Bereich. Guten Abend, Frau Sarıkaya.

Dr. Sarıkaya: Guten Abend, ich freue mich, dass ich da sein darf.

Moderator: Wir haben uns für die nächste halbe Stunde fünf Dinge vorgenommen. Erstens wollen wir klären, was man unter Community Interpreting versteht und was es vom Konferenzdolmetschen unterscheidet. Zweitens: Wer dolmetscht in der Praxis eigentlich – und mit welchen Risiken? Drittens geht es um die Frage, ob Dolmetschende auch Kulturvermittler sind oder sein sollten. Viertens sprechen wir über Video- und Telefondolmetschen und über Übersetzungs-Apps. Und fünftens: Was müsste sich ändern? Fangen wir also vorne an. Community Interpreting – was ist das?

Dr. Sarıkaya: Ja, der Begriff ist ein bisschen sperrig, im Deutschen sagt man auch Dolmetschen im Gemeinwesen oder im öffentlichen Raum. Gemeint ist das Dolmetschen überall dort, wo Menschen mit Institutionen zu tun haben: im Krankenhaus, beim Jugendamt, in der Schule, bei der Polizei, in der Beratungsstelle. Und der Unterschied zum Konferenzdolmetschen ist gewaltig. In der Kabine dolmetscht man in der Regel in eine Richtung, für ein Publikum, das man oft gar nicht sieht. Bei uns sitzen alle an einem Tisch, man dolmetscht in beide Richtungen, meist in kurzen Abschnitten, also konsekutiv. Und – das ist vielleicht der wichtigste Unterschied – es geht fast immer um etwas Existenzielles: eine Diagnose, das Sorgerecht für ein Kind, einen Aufenthaltsstatus.

Moderator: Das heißt, die Gespräche sind emotional aufgeladen.

Dr. Sarıkaya: Sehr. Und sie finden zwischen ungleichen Partnern statt. Auf der einen Seite die Ärztin oder der Sachbearbeiter, die das System kennen und die Macht haben, Entscheidungen zu treffen. Auf der anderen Seite



jemand, der verunsichert ist, vielleicht Angst hat, und der sich nicht in seiner eigenen Sprache ausdrücken kann. Dazu kommt, dass wir es oft mit Sprachen zu tun haben, für die es kaum ausgebildete Dolmetschende gibt – Tigrinya, Dari, Kurmandschi, Romanes. Da ist man schon froh, wenn überhaupt jemand kommt.

Moderator: Und da sind wir beim zweiten Punkt. Wer kommt denn, wenn kein Profi verfügbar ist?

Dr. Sarıkaya: Tja. Ehrlich gesagt: alle möglichen Leute. Am häufigsten Angehörige, sehr oft auch Kinder. Im Krankenhaus wird manchmal die Reinigungskraft geholt, weil man weiß, dass sie Arabisch spricht. Ich habe Fälle erlebt, in denen ein elfjähriger Junge seiner Mutter eine Krebsdiagnose übersetzen musste. Stellen Sie sich das einmal vor.

Moderator: Aber man könnte einwenden: Die Angehörigen kennen die Patientin, sie haben ihr Vertrauen. Ist das nicht manchmal sogar besser als ein fremder Dolmetscher?

Dr. Sarıkaya: Das hört man oft, und ich verstehe das Argument. Aber die Forschung spricht da eine ziemlich deutliche Sprache. Studien aus mehreren Ländern zeigen, dass Laiendolmetschende deutlich mehr Fehler machen, und zwar auch Fehler, die medizinische Folgen haben können – Dosierungen, Allergien, Vorerkrankungen. Und es gibt ein zweites Problem, das man nicht so leicht sieht: Angehörige filtern. Ich erinnere mich an eine Tochter, die einer Gynäkologin die Fragen ihrer Mutter übersetzen sollte. Sie hat bestimmte Begriffe einfach nicht übersetzt, weil es ihr peinlich war, mit ihrer Mutter über so etwas zu sprechen. Die Ärztin hat das nicht gemerkt. Die Mutter auch nicht. Und bei Kindern kommt noch dazu, dass die Rollen in der Familie auf den Kopf gestellt werden. Das Kind wird zum Beschützer der Eltern, und das ist eine Last, die kein Kind tragen sollte.

Moderator: Kommen wir zum dritten Punkt, der Kulturvermittlung. Man liest oft, Dolmetschende seien Brückenbauer zwischen den Kulturen. Gefällt Ihnen dieses Bild?

Dr. Sarıkaya: Hm, ehrlich gesagt nur zur Hälfte. Natürlich übertrage ich nicht einfach Wörter. Wenn ein Patient auf die Frage „Haben Sie Schmerzen?“ mit Ja antwortet, aber die ganze Zeit lächelt, dann muss ich wissen, dass er vielleicht aus Höflichkeit gegenüber der Ärztin untertreibt. Insofern ist kulturelles Wissen unverzichtbar. Aber ich bin sehr vorsichtig, wenn Dolmetschende anfangen, die Kultur des Gegenübers zu „erklären“. Denn erstens bin ich nicht die Expertin für jeden Menschen, der Türkisch spricht – das sind über achtzig Millionen ganz unterschiedliche Menschen. Und zweitens rutscht man da ganz schnell in Klischees: „Bei denen ist das



halt so.“ Das hilft niemandem.

Moderator: Aber wie gehen Sie dann damit um, wenn Sie merken, dass ein Missverständnis entsteht, das gar nicht sprachlich ist?

Dr. Sarıkaya: Dafür gibt es in unserem Berufsstand eine klare Regel:

Transparenz. Ich darf auf ein mögliches Missverständnis hinweisen, aber ich mache es so, dass beide Seiten es hören. Ich sage also nicht heimlich zur Ärztin: „Der meint das anders.“ Sondern ich sage in beiden Sprachen: „Hier spricht die Dolmetscherin. Ich möchte darauf hinweisen, dass die Antwort möglicherweise anders gemeint war. Vielleicht fragen Sie noch einmal nach.“ Und dann entscheiden die beiden selbst. Ich bin nicht die Anwältin des Patienten und auch nicht die Assistentin der Ärztin. Ich bin dafür da, dass die beiden miteinander sprechen können.

Moderator: Viertens: die Technik. Inzwischen wird ja vielerorts per Video oder Telefon gedolmetscht. Ist das die Lösung für das Problem mit den seltenen Sprachen?

Dr. Sarıkaya: Teilweise, ja. Das Videodolmetschen hat enorme Vorteile. Ein Krankenhaus in einer kleinen Stadt kann nachts um drei innerhalb von Minuten eine Dolmetscherin für Dari erreichen, die vielleicht in einer ganz anderen Stadt sitzt. Und es ist günstiger, weil keine Fahrtkosten anfallen. Aber es hat auch Grenzen. Bei psychiatrischen Gesprächen oder wenn eine schlimme Nachricht überbracht wird, fehlt am Bildschirm sehr viel – die Körpersprache, die Atmosphäre im Raum. Und wenn die Verbindung abbricht, während jemand gerade erzählt, wie seine Familie ums Leben gekommen ist, dann ist das, ehrlich gesagt, schwer erträglich.

Moderator: Und Übersetzungs-Apps? Viele Pflegekräfte nutzen ja einfach ihr Handy.

Dr. Sarıkaya: Ja, und das kann ich gut nachvollziehen. Für „Möchten Sie etwas trinken?“ oder „Das Essen kommt gleich“ ist das völlig in Ordnung. Problematisch wird es, wenn es um Aufklärung vor einer Operation geht oder um eine Einwilligung. Die Apps erkennen keine Dialekte, sie haben bei kleinen Sprachen große Lücken, und – das ist das Tückische – sie zeigen nie, wenn sie unsicher sind. Das Ergebnis sieht immer gleich überzeugend aus, egal ob es stimmt oder nicht.

Moderator: Aber ist eine App nicht immer noch besser als gar nichts?

Dr. Sarıkaya: Im Notfall, ja, natürlich. Wenn jemand bewusstlos eingeliefert wird und die Begleitperson nur Tigrinya spricht, dann nimmt man, was man hat. Mein Problem ist ein anderes: Ich befürchte, dass „besser als nichts“ zum Standard wird. Dass man sagt: Wir haben doch die App, wozu brauchen wir noch Dolmetscherinnen? Und dann bekommen ausgerechnet die



Menschen, die am verletzlichsten sind, die schlechteste Kommunikation.

Moderator: Damit sind wir beim letzten Punkt. Was müsste sich ändern?

Dr. Sarıkaya: Da gibt es einen Widerspruch, der mich seit Jahren beschäftigt. Wenn Sie in Deutschland angeklagt sind und kein Deutsch sprechen, haben Sie selbstverständlich Anspruch auf einen Dolmetscher, das ist ein Grundsatz des fairen Verfahrens. Wenn Sie aber krank sind und zum Arzt gehen, werden die Kosten für eine Dolmetscherin von den Krankenkassen in der Regel bislang nicht übernommen. Etwas zugespitzt gesagt: Wer angeklagt ist, wird verstanden – wer krank ist, muss selbst sehen, wie er zurechtkommt. Das ist für mich nicht nachvollziehbar, auch wirtschaftlich nicht, denn Missverständnisse führen zu Fehldiagnosen, unnötigen Untersuchungen und längeren Klinikaufenthalten. Das kostet am Ende viel mehr.

Moderator: Also Ihre erste Forderung: ein Rechtsanspruch auf Sprachmittlung im Gesundheitswesen.

Dr. Sarıkaya: Genau, mit einer verlässlichen Finanzierung. Zweitens brauchen wir einheitliche Qualitätsstandards. Bisher kann sich im Grunde jeder Dolmetscher nennen. Es gibt sehr gute Qualifizierungsprogramme, aber sie sind regional verstreut und nicht verbindlich. Drittens eine faire Bezahlung – viele Kolleginnen arbeiten für Honorare, von denen man nicht leben kann, und wandern dann in andere Berufe ab. Und viertens, das wird oft vergessen: Auch Ärztinnen, Lehrer und Sachbearbeiterinnen müssen lernen, mit Dolmetschenden zu arbeiten. Also direkt mit der Patientin sprechen und nicht mit mir, kurze Abschnitte machen, nicht „Sagen Sie ihr mal ...“.

Moderator: Frau Sarıkaya, zum Schluss: Wenn Sie einen Satz an die Politik richten könnten?

Dr. Sarıkaya: Dann würde ich sagen: Verständigung ist keine Gefälligkeit, sondern die Voraussetzung dafür, dass all die Rechte, die wir Menschen zugestehen, überhaupt bei ihnen ankommen.

Moderator: Derya Sarıkaya, vielen Dank für das Gespräch.



Antwortbogen

Name: _____ Datum: _____

Leseverstehen - Teil 1

	Lösung
1	
2	
3	
4	
5	

Leseverstehen - Teil 2

	a	b	c
6	☐	☐	☐
7	☐	☐	☐
8	☐	☐	☐
9	☐	☐	☐
10	☐	☐	☐
11	☐	☐	☐
12	☐	☐	☐
13	☐	☐	☐
14	☐	☐	☐
15	☐	☐	☐

Leseverstehen - Teil 3

	Lösung
16	
17	
18	
19	
20	
21	
22	
23	
24	
25	

